

PETER EISENBERG

„Ohne Beinkleider zu gehen, soll Leuten sehr dienlich sein,  
die sich verändern wollen.“

Georg Christoph Lichtenberg und die neue Ortokrafi

### 1. Füsik – Metafüsik – Ortokrafi

Lichtenberg war kein Orthographie-Spezialist, auch vom Selbstverständnis her war er das nicht. Trotzdem hat er sich immer wieder und mit großer Entschiedenheit innerhalb der und über die Reformdebatte seiner Zeit geäußert. Die meisten dieser Äußerungen sind kurze Bemerkungen, die sich aus ganz unterschiedlichem Zusammenhang ergeben und ganz unterschiedliche Aspekte des Themas betreffen. Lichtenberg beteiligte sich an einer allgemeinen Debatte, zu der viele in seiner Umgebung etwas beizutragen hatten. Denn:

Was die Engländer in der Füsik, die Franzosen in der Metafüsik sind, sind die Deutschen unstreitig in der Ortokrafi.

Das Zitat ist einem der beiden Texte entnommen, in denen Lichtenberg ein wenig ausführlicher auf orthographische Fragen und insbesondere Reformfragen zu sprechen kommt (‚Schöpsenlaut‘ 1781, Abschnitt 2; ‚Sendschreiben‘ 1783, Abschnitt 3). Und jedenfalls durch Lichtenbergs Brille sieht es so aus, als blickten wir auf die Reformdebatte der vergangenen Jahre. Das muß einen nicht unbedingt erheitern.

Was Lichtenberg sagt und wie er es sagt, ist aber, da bin ich ziemlich sicher, Horst Haider Munske aus der Seele gesprochen. Und auch die kürzeste Erinnerung an historische Debatten zeigt, daß wir uns alle in guter Gesellschaft befinden, die Gegner der Neuregelung von 1996 ebenso wie ihre Befürworter. Das stimmt sogar dann, wenn wir uns darauf verständigen können, wer sich auf wen berufen darf. Eine derartige Verständigung gibt es allerdings nicht, denn wir alle berufen uns ja gern auf dieselben Heroen.

Lichtenberg hatte in dieser Hinsicht kein Entscheidungsproblem. Für ihn ging es in der Reformdebatte um die Grundpositionen, wie sie von Klopstock einerseits und Adelung andererseits vorgetragen wurden. Die ‚Klopstock-Fraktion‘ beschreibt das orthographische System des Deutschen wie es sein soll. Sie hat als

Projektion die Vereinheitlichung der Orthographie auf dem Wege ihrer allgemeinen Veränderung, wobei diese selbstverständlich als Verbesserung verstanden wird, Verbesserung durch Systematisierung. Klopstocks ausformuliertes System fordert den konsequenten Lautbezug (Klopstock 1778).

Adelung (1782a) will die Wörter „nach der besten Aussprache“ schreiben und, wo das zu mehreren Schreibungen führt, nach der nächsten Verwandtschaft. Die Wortstämme jedoch sind so zu schreiben, wie es „dem allgemeinen Gebrauche“ entspricht. Die Berufung auf Analogien ist ihm ein Greuel, denn er sieht, „wie vielen Thorheiten und Ungereimtheiten der Weg gebahnet wird, wenn man die Etymologie und Analogie über den Sprachgebrauch erhebet; die meisten orthographischen Mißgeburten sind aus diesem irrigen Vorzuge entsprungen.“ Niemals hätte Adelung *behende* und *Tolpatsch* in *behände* und *Tollpatsch* geändert.

Eindrucksvoll ist die Konsequenz, mit der Adelung das Festhalten am Usus vertritt. Zu den viel diskutierten praktischen Orthographieproblemen der Zeit und den wenigen Schreibungen, die Adelungs eigene von unserer heutigen unterscheiden, gehört das *th*, vor allem wenn es in Nicht-Gräzismen auftrat (*Thür*, *Rath*). Es gab verschiedene Deutungsvorschläge für dieses *h* und zahlreiche Forderungen nach seiner Abschaffung. Adelung genügt die Feststellung, es müsse seinen Grund haben, wenn manche Wörter „auf eine sehr übereinstimmige und allgemeine Art“ mit *th* geschrieben würden (1782b: 169). Nicht zuletzt solche Aussagen haben ihm immer wieder den Vorhalt eines gewissen Konservatismus eingetragen. Beim *th* hat er sich wohl geirrt. Der Modernität seines Orthographiebegriffs tut das natürlich keinen Abbruch.

Wir sehen Lichtenberg also in der Tat als Teilnehmer eines öffentlichen Diskurses, der dieselben Grundpositionen unterscheidet wie wir jetzt. Lichtenberg nimmt sie aphoristisch aufs Korn mit berühmt gewordenen Formulierungen wie „Es gibt eine wahre und eine förmliche Orthographie“ oder „Der eine hat eine falsche Rechtschreibung und der andere eine rechte Falschschreibung“ (Lichtenberg 1783: 140).

Was die Sache selbst betrifft, so äußert sich Lichtenberg zu einem Zustand der deutschen Orthographie, wie er über mehr als zweihundert Jahre hinweg bis heute stabil geblieben ist. Schon deshalb lohnt es, dem geraden Blick des Aufklärers auf diesen Gegenstand zu folgen, einen Gegenstand, der so facettenreich ist, daß auch der schräge Blick noch etwas sieht.

## 2. Schöpsenlaut (1781)

Lichtenbergs mit Abstand umfangreichster Text zur Orthographie hat den Titel

Über die Pronunciation der Schöps  
des alten Griechenlands verglichen mit der  
Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe:  
oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh,  
eine literarische Untersuchung von dem Concipienten  
des Sendschreibens an den Mond.

Anlaß seiner Entstehung und Veröffentlichung im ‚Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur‘ ist die Ankündigung der ersten Übersetzung der Odyssee von Johann Heinrich Voß (diese und spätere Angaben zu den Texten stützen sich auf den Kommentarband von Wolfgang Promies). In der Ankündigung hatte Voß darauf hingewiesen, daß bestimmte Schreibungen von Eigennamen mit *η* im Deutschen mit *ä* zu schreiben seien, z.B. *Hära* und *Häbä* statt *Hera* und *Hebe*. Der Göttinger Altphilologe Christian Gottlob Heyne hatte sich über diese Neuerungen mokiert und genau das getan, was wir momentan ebenfalls immer wieder erleben: Er führt die Sache durch scheinbare Konsequenz ad absurdum, indem er fragt, warum man nicht auch *Homär* und *Herr Jäsus* schreibe. Lichtenberg schließt sich dem an und macht sich in seinem „Sendschreiben der Erde an den Mond“ über Voß lustig. Voß reagiert sehr ungnädig und hält Lichtenberg vor, er hätte es besser wissen müssen. Darauf wird Lichtenberg grob und veröffentlicht im ‚Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur‘ den Aufsatz über den Schöpsenlaut. Der Streit zog sich hin und war Lichtenberg im Nachhinein wohl etwas unangenehm. Jedenfalls wollte er den Aufsatz nicht in die ‚Vermischten Schriften‘ aufnehmen, die er 1785 konzipiert hat. In der ersten Ausgabe der VS war der Aufsatz nicht enthalten. Erst in die 1844 von den Söhnen veranstaltete zweite Ausgabe wurde er aufgenommen.

Mit dem Text hat es offenbar weiter Probleme gegeben, ja ihm haftet eine gewisse Zwiespältigkeit an. Es fällt auf, daß er in den neueren und neuesten Biographien und Werksbeschreibungen häufig auch dann genannt wird, wenn nur wenige Texte überhaupt zur Sprache kommen. Genauer eingegangen auf den Text ist jedoch kaum einmal.

Zur Etymologie und Verwendung von *Schöps* nur so viel: Das Wort wird bis heute im Ostmitteldeutschen und teilweise in Österreich in der Bedeutung „verschnittener Schafbock“ verwendet. Auch als Schimpfwort wird es wie sonst *Hammel* gebraucht. Seine Herkunft ist umstritten, jedenfalls ist die Wurzel sla-

wisch. In den entsprechenden Regionalsprachen des Deutschen findet es sich mindestens seit dem 14. Jahrhundert.

Projizieren wir Lichtenbergs Äußerungen auf den Hintergrund der laufenden Reformdebatte, dann drängt sich als erste die Frage auf, warum ein Wissenschaftler seines Schlages wegen der Wiedergabe eines einzigen griechischen Buchstabens so zornig wird. Er fragt sich das auch selbst. Voß behandle „ganz nichtswürdige Gegenstände“ (S. 296) und „Jedem unparteiischen und vernünftigen Mann wird schon jeder Streit über die Aussprache eines Vokals bei einem noch existierenden Volk lächerlich vorkommen, wenn er von Leuten geführt wird, die weder in dem Lande waren, noch auch einen Menschen gesprochen haben, der in dem Lande war“ (S. 299).

Wir kennen das. Die Orthographiereform wird von denselben Leuten einerseits als wichtige, pädagogisch notwendige Maßnahme gefeiert und wenn es zu Schwierigkeiten kommt, sofort der Lächerlichkeit preisgegeben. Sie sei im Interesse der Kinder, aber sie ändere praktisch nichts. Sie sei notwendig, aber keiner Aufregung wert. Dennoch führt Lichtenberg den Streit. Nur mit Pedanterie läßt sich dem Pedanten, dem Schreckgespenst in der Sprachkritik der Epoche, beikommen. Es geht nicht an, „vernünftigen Leuten die Worte zu verstellen [...] und das bloß der müßigen Grille eines rechtschreiberischen Pedanten wegen“ (S. 302). Als Zweites verweist er auf die Schreibung der „anderen Völker in Europa“. Und betreffe es nur einen einzigen Buchstaben, es gibt keinen Grund, die Namen auf eine Weise zu schreiben, die „dem Gebrauch aller Völker“ (S. 303) zuwider läuft.

Und was lernen wir über die griechischen Götter, was tun wir für die Verbreitung des Wissens über sie? Es ist nichts, sondern nur eine „rechtschreiberische Ausflucht“. Damit sind wir beim Kern von Lichtenbergs Aussagen zum Wert historischer Schreibungen: Selbst wenn wir wüßten, daß die Griechen das  $\eta$  in den Eigennamen als offenen Laut artikuliert haben, wäre das kein Grund, die Schreibung von Wörtern im Deutschen zu ändern. Er spielt diese Kernaussage zum Verhältnis von Laut und Buchstabe, die ihm wütende Attacken eingebracht hat, die uns Philologen erst einmal gar nicht einleuchten will und die letztlich doch am eindeutigsten sein modernes Schriftverständnis kennzeichnet, unter einer Reihe von Aspekten mit unterschiedlichen Formulierungen durch.

Zunächst ist wegen der Uneinheitlichkeit der Aussprache in einem größeren Sprachraum klar, „daß es unbesonnen ist jetzt wieder schreiben zu wollen wie man spricht“ (S. 300). Das ist nichts anderes als eine Absage an Änderungen nach dem ‚alphabetischen Prinzip‘, insofern ihnen die Vorstellung zugrunde liegt, daß unsere Alphabetschrift erst dann am Ziel sei, wenn sie die richtige Lautung eindeutig abbilde.

Aber nehmen wir an, das wäre möglich: „sollen wir jetzt noch so zu schreiben *anfangen* wenn sie [die Griechen] es so gesprochen haben? Ich glaube das [...] wäre jetzt eine Torheit“ (S. 302). „Denn von Anfang an würden sicherlich die Augen und Ohren von Tausenden beleidigt. Nun will ich zwar zugeben, das verlöre sich mit der Zeit, hörte ich aber alsdann das *Wahre*? fühlte ich alsdann die Wahrheit des Lauts? Nein! Schlechterdings nicht. Er wird gefallen, wenn er gefällt, weil er *üblich* und nicht weil er *wahr* ist.“ [...] „dafür sollen wir uns den törichtigen Zwang antun, uns an neue Zeichen zu gewöhnen?“ (S. 303).

Das hört sich an wie ein Auszug aus den sog. Autonomiedebatten der vergangenen Jahre. Lichtenberg redet der Autonomie der geschriebenen Form das Wort. Ihr möglicherweise irgendwie begründbarer oder begründeter Lautbezug ist unerheblich. Es wird auch nicht thematisiert, ob die geschriebene Form in anderer Weise als durch einen Lautbezug systematisch fundiert ist. Lichtenberg fordert das nicht einmal. Wie sie ist, hat sie jeder Änderung gegenüber erst einmal den Vorteil der Üblichkeit. Die Ersetzung einer Üblichkeit durch eine andere ist mühsam und ein törichter Zwang. Oder anders: Wer etwas ändern will, muß das rechtfertigen.

Dem Üblichen im Sinne des Hergebrachten kann nur Eines noch vorausgehen, das ist die Einheitlichkeit („Einigkeit“). Ist sie einmal erreicht, so ist sie das höchste Gut überhaupt: „Einigkeit ist in der Tat alles, was man bei solchen Dingen suchen muß, ja selbst mit einigem Verlust von Seiten der strengen Wahrheit erkaufen müßte, wenn Einigkeit nicht anders zu erhalten wäre“ (S. 303). Weise Leute sind zum Beispiel die Protestanten, die (wohl auf Veranlassung Friedrichs des Großen) im Streit um die Datierung von Ostern der Einheitlichkeit zuliebe nachgegeben haben, obwohl ihre Datierung besser begründet war als die der katholischen Kirche.

Was die Orthographie im besonderen betrifft, sieht das so aus: „Mir ist es unbegreiflich, wie man nicht einsehen kann, daß man durch solche eben so leichte als unnütze Neuerungen schnurstracks das Übel befördert, welches man heilen wollte. Man will viererlei Orthographien zu einer einzigen bringen und bedenkt nicht, daß man eigentlich nur eine fünfte erfindet“ (S. 304).

Jenseits aller Gelehrsamkeit und jenseits aller Überzeugungen davon, wie eine Alphabetschrift im allgemeinen und die unsere im besonderen idealiter auszusehen habe, zählt der allgemeine Gebrauch, jedenfalls wenn er einheitlich ist. Lichtenberg ist kein Sprachwissenschaftler. Anders als Adelung, der dem Usus eine systematische Fundiertheit selbst dann unterstellt, wenn er sie nicht kennt, setzt Lichtenberg Einheitlichkeit sozusagen als absoluten Wert. Aber so oder so: Dem Usus als dem allgemeinen Gebrauch haben sich letztlich alle gebeugt, ausdrücklich auch Konrad Duden bei seinen Vorarbeiten zur Zweiten Orthogra-

phischen Konferenz von 1901. Es bleibt der Neuregelung von 1996 vorbehalten, erstmals tief in den etablierten Usus einzugreifen.

Das letzte Argument, das Lichtenberg gegen eine Neuschreibung des Schöpsenlautes vorbringt, ist von etwas zweifelhafter Qualität, jedenfalls auf den ersten Blick. Die Bezeichnung Schöpsenlaut oder Schöpsenton ist nicht nur Spott. Lichtenberg hält den Laut tatsächlich für häßlich: „Sein *äh* ist nicht bloß ein unnützer, neuer, sondern auch ein häßlicher, unangenehmer Laut, eben weil es der Schöpsenlaut ist, und das ist vermutlich Ursache mit, daß man ihn trotz des Erasmus wieder vergessen hat“ (S. 306). Auch das spielt er durch, verweist auf die zierlichen Mädchen in England, die *nehsty* statt *nästy* (*nasty*) sagen. Ihm, Lichtenberg, könne bei *Häbä* statt *Hebe* nicht mehr die Tochter der Juno und das schönste Mädchen im Himmel einfallen usw.

Das hört sich nicht so an, als bleibe Lichtenberg hier auf der Linie, die er bisher eingeschlagen hatte. Vielleicht sieht man ihn nur nicht zwischen den Zeilen grinsen. Immerhin: der vordere offene gespannte Vokal hat tatsächlich seine Probleme, sei er schön oder nicht. Kein anderer Vokal ist bezüglich seiner Artikulation im Standarddeutschen ähnlich umstritten. Hören wir einen Unterschied zwischen *Himbeeren* und *Eisbären*? Ist das [ä] wie in *gäbe*, *sähe* Teil des Phonemsystems oder nicht? Das ist ein weites Feld, und auf ihm ist tatsächlich nicht nur das Deutsche zu finden.

Für die Grundoppositionen, die beim Aufbau der Vokalsysteme universell von Bedeutung sind, spielt der Schöpsenlaut so gut wie keine Rolle (kleine Übersicht in Lass 1984; große Übersicht in Ladefoged/Maddieson 1996). Allenfalls dann, wenn bei den gespannten Vokalen mindestens vier Öffnungsgrade eine Rolle spielen, kommt ihm eine gewisse Bedeutung zu. Er wird dann einfach unausweichlich. Im Standarddeutschen brauchen wir den Laut fast gar nicht. Schon deshalb gibt es immer Streit, was hier gut, richtig oder auch nur Tatsache ist. Und nicht zuletzt bei den *ä*-Schreibungen hat auch die Neuregelung besonders viele Probleme.

### 3. Sendschreiben (1783)

Der zweite Text zur Orthographie ist viel kürzer als der ‚Schöpsenlaut‘, geht aber weiter ins Grundsätzliche. Datiert wird er auf 1783, die Zuordnung zum Heft G der Sudelbücher ist ungewiß. Veröffentlicht wurde er erst 1844 in den Vermischten Schriften. Seine Adressaten, die Herausgeber des ‚Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Litteratur‘, sind Forster und Lichtenberg

selbst. Der Titel lautet „Conrad Photorins (p.t. Fotorins) Sendschreiben an die Herausgeber des Magazins, die Abschaffung der Hosen betreffend.“ Die Datierung ergibt sich aus verschiedenen Anspielungen, u.a. auf den ‚Schöpsenlaut‘.

Unmittelbarer Bezugspunkt ist der Reformvorschlag von Klopstock, in dem dieser eine weitgehend phonetische Schreibweise für das Deutsche fordert, die – wie gesagt – zu tiefen Eingriffen in den Usus geführt hätte. Lichtenberg kommt auf das ‚Schreibe wie du sprichst‘ nicht noch einmal ausdrücklich zu sprechen. Einerseits zeigt er, worauf der Spuk hinausläuft, indem er phonetisch schreibt. Andererseits kommt er gleich zu den Konsequenzen und sagt etwas, was über die früheren Ausführungen weit hinausgeht.

Lichtenberg kündigt eine Arbeit an, „wovon ich ihnen jetzt nichts weiter sagen kann, als daß es eine Reformation der deutschen Sprache ist, und unsere Cänographie [gr. „Neuschreibung“ P.E.] mußte notwendig darauf leiten“ (S. 138). Er bringt dann Beispiele zur Ersetzung unregelmäßiger durch regelmäßig flektierte Verbformen wie *ging*, *stand* durch *gehete* und *stehete*. Dies sei auch nicht törichter als die neue Orthographie. Damit ist die Orthographie zum Teil der Sprache erklärt. Wer sie ändert, beteiligt sich an einer „Reformation der Sprache“.

Etwas später kommt Lichtenberg direkt auf Klopstock zu sprechen. Der Absatz (S. 139) beginnt mit dem oben zitierten Satz über die Engländer in der Füsik und fährt fort: „Das Süstem, das uns H.K [...] hierüber gegeben hat, ist vortreflich. Fürz gleich nicht überall Überzeugung bei sich, so fürz doch auf Einigkeit, und hilfz nichz, so schatz doch auch nichz.“

Der letzte Teilsatz wird häufig dann zitiert, wenn jemand mit Lichtenberg sagen möchte, die ganze Sache sei doch keine Aufregung wert. Aber eine solche Lesung ist m.E. nicht möglich. Lichtenberg möchte gerade zeigen, daß schon ein bißchen Phonetisierung der Schreibung eine enorme Wirkung auf die Kodierung von Sprachstruktur hat. Wohl versteht man noch, was gemeint ist, und es wäre sogar möglich, mit noch weniger Struktur einen kontextuell gut situierten Text zu entschlüsseln. Aber gerade da liegt das Problem: Verständlichkeit oder allgemeiner Entschlüsselbarkeit eines Textes sagt wenig darüber aus, wie gut eine Orthographie ist und wie weit sie zur Struktur einer Sprache paßt.

Gerade in diesem Punkt sind die Debatten zur Neuregelung kaum einmal zuende geführt worden. Soll man Orthographiefehler anstreichen, darf man sie zum Maß der Beherrschung der Schrift machen, wo sie doch kaum einmal die Verständlichkeit des Textes beeinträchtigen? Das Argument der Reformen ist einfach und läuft darauf hinaus, genau solche Strukturmerkmale der Schrift zu beseitigen, die zu Fehlern führen. Und der Effekt ist eben der, den Lichtenberg beschreibt. Viele Male ist ja gezeigt worden, wie durch solche ‚Vereinfachun-

gen<sup>4</sup> Wörter bestimmte Eigenschaften verlieren (Groß- und Kleinschreibung), wie sie ganz verschwinden (Getrennt- und Zusammenschreibung) und wie syntaktische Strukturen ohne ihr syntaktisches Komma ins Wanken geraten.

Meistens wird gar nicht bemerkt, welche Konsequenzen mit der Berufung auf die noch vorhandene Lesbarkeit eines Textes verbunden sind. So wenn das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil vom Juli 1998 die Einheitlichkeit der deutschen Orthographie so lange als nicht gefährdet ansieht, wie man von Schleswig-Holstein aus noch problemlos mit dem Rest des deutschen Sprachraumes kommunizieren könne.

Gelegentlich wird der Rückbau an einen strukturärmeren Zustand sogar als Vorteil verstanden. In einer vom bayerischen Kultusministerium in Auftrag gegebenen Studie wurde ‚bewiesen‘, daß die Neuregelung den Schreibweisen von Kleist und Stifter näher ist als die bisherige Orthographie (Triller et al. 1998). Es geht einmal mehr vor allem um die Regeln zur Getrennt- und Zusammenschreibung. Wörter wie *schwerfallen* werden in zwei zerlegt. Wir schreiben dann wieder so wie Kleist, der die Zusammenschreibung nicht kannte. Die Studie argumentiert in aller Unschuld, die Texte von Kleist seien doch wohl aus sich heraus verständlich und nicht auf die modernen Differenzierungen bei der Getrennt- und Zusammenschreibung angewiesen. Wohlgermerkt, es geht nicht um die Frage, ob man Kleist und Stifter in Originalorthographie lesen sollte, sondern es geht um die Orthographie des Deutschen. Und da geht es nicht so sehr um Verständlichkeit und gelegentliche Homonymien, sondern es geht um die in der Schrift kodierte grammatische Information. Die wird teilweise zerstört. Davor warnt Lichtenberg, und er zeigt uns, welche Folgen damit für das Lesen wie das Schreiben verbunden sind. Denn in wie vielen seiner Vorkommen kann man das Pronomen *es* phonetisch realistisch und strukturell auffindbar als *z* schreiben wie in *fürz* und *hilfz*? Und was wird, gesetzt es ginge, aus *nichz*? Lichtenberg redet als Satiriker zur Sache, Untersuchungen zur Verständlichkeit von Kleist und Stifter reden im Brustton an der Sache vorbei.

Lassen wir Lichtenberg ein letztes Mal bei einem Besuch in Bonn zu Wort kommen. Am 28. März 1998 wird er Zeuge der Debatte des Deutschen Bundestages zur Neuregelung der Orthographie. Er hört sich das ganze Für und Wider an, er hört nichts Neues, bleibt einigermaßen gefaßt. Aber dann gibt der Anglist und Kultusminister des Freistaates Sachsen den Grund dafür preis, daß wir eine Neuregelung brauchen. Der Minister sagt:

- Diese Debatte ist weniger eine Debatte über Fachfragen als eine politische Debatte. Es geht um die Tatsache, ob dieses Land veränderungswillig und veränderungsfähig



ist. [...] Nicht um die Neuregelung der Rechtschreibung geht es in Wahrheit. [...] Es geht um die Frage, ob diese Gesellschaft veränderungsfähig und veränderungswillig ist.

Und endlich dann Lichtenberg (S. 138):

Ew. Wohlgeboren rühmlichst bekannter Eifer für unsere neue Orthographie [...] hat mich aufgemuntert, Denenselben einen Plan zur Bekanntmachung vorzulegen, der mit dem Kainographischen viel Ähnlichkeit hat, nämlich, die Beinkleider abzuschaffen [...] Daß es einem auffallend sein würde, jetzt einen Minister [...] ohne Beinkleider herumgehen zu sehen, das ist bloß die Ungewohntheit, lächerliches Vorurteil. [...] Ohne Beinkleider zu gehen, soll Leuten sehr dienlich sein, die sich verändern wollen, indem es ein gelindes kaltes Bad ist. Das beständige Auf- und Zuknöpfen ist wirklich sehr beschwerlich. Wer an einer Kirche wohnt, darf nur die Leute beobachten, die am Tage die einwärtsgehenden Winkel derselben stehend einnehmen; was das oft für Umstände setzt, einige müssen sogar den Stock wegstellen, und beide Hände brauchen. Ich riete eine Art kleiner Schürze, die rundherum ginge, so wie die Bäckerschürzen am Rhein [...].

Die Lichtenberg-Kenner beschwören, es handele sich hier nicht um eine frühe Form von Sanssculottismus. Also gut, es geht nur um die Beinkleider als Bein- kleider. Lieber Horst, wie Du weißt, war vor über zweihundert Jahren „über diesen Gegenstand seit anderhalb hundert Jahren so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man es einem ehrlichen Manne kaum zumuten kann, noch eine Zeile mehr darüber zu lesen.“ Ich würde dem auch in Bezug auf Lichtenberg zustimmen. Allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man sich früher einmal genau angehört hätte, was er zu sagen hat.

## Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1782a): Grundgesetz der deutschen Orthographie. In: Adelung, Johann Christoph (Hg.): *Magazin für die deutsche Sprache*. Leipzig. Wieder in: Garbe (1978), 38–47.
- Adelung, Johann Christoph (1782b): *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen*. 2 Bde. Leipzig.
- Garbe, Burckhard (Hg.) (1978): *Die deutsche Rechtschreibung und ihre Reform 1722–1974*. Tübingen.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb (1778): *Ueber die deutsche Rechtschreibung*. In: Campe, Joachim Heinrich (Hg.): *Sammlung einiger Erziehungsschriften*. Zweiter Theil. Leipzig. Wieder in: Garbe, Burckhard (Hg.) (1978), 26–38.

- Ladefoged, Peter/Maddieson, Jan (1996): *The Sounds of the World's Languages*. Oxford.
- Lass, R. (1984): *Phonology. An introduction to basic concepts*. Cambridge.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1781): Über die Pronunciation der Schöyse [...] In: Lichtenberg, Georg Christoph: *Schriften und Briefe. Dritter Band: Aufsätze, Entwürfe, Gedichte. Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche*. Hg. von Wolfgang Promies. München 1972, 296–308.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1783): Conrad Photorius (p.t.Fotorius) Sendschreiben [...] In: Lichtenberg, Georg Christoph: *Schriften und Briefe. Zweiter Band: Sudelbücher II, Materialhefte, Tagebücher*. Hg. von Wolfgang Promies. 3., revidierte Aufl. München 1991, 138–140.
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Schriften und Briefe. Kommentar zu Band I und Band II von Wolfgang Promies*. München 1992.
- Triller, Ursula et al. (1998): Kontinuität oder Traditionsbruch? Die Orthographie bei Kleist und Stifter im Licht der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. In: *Praxis Deutsch* 149, 3–5.